

Georg Langenhorst

# »Ich gönne mir das Wort Gott«

Annäherungen an Gott  
in der Gegenwartsliteratur

Zweite, völlig überarbeitete Auflage

Andreas Knapp · Hans Magnus Enzensberger · Benjamin Stein  
Lena Gorelik · Hanns-Josef Ortheil · Ulla Hahn · Ralf Rothmann  
Arnold Stadler · Thomas Hürlimann · Petra Morsbach · Eva Zeller  
Kurt Marti · Gabriele Wohmann · Adolf Muschg · Barbara  
Honigmann · Julie Zeh · Patrick Roth · Sibylle Lewitscharoff  
Felicitas Hoppe · Christoph Peters · Christoph Meckel · Markus  
Orths · Ernst Jandl · Michael Krüger · Kurt Marti · SAID  
Heinrich Böll u.a.

**HERDER**



Georg Langenhorst

# „ICH GÖNNE MIR DAS WORT GOTT“

Annäherungen an Gott in der  
Gegenwartsliteratur

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

© 2., aktualisierte und völlig überarbeitete Auflage 2014

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © vector \_ victor, Fotolia

Satz: dtp studio mainz, Jörg Eckart

Herstellung: CPI books gmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-32808-4

E-ISBN 978-3-451-80228-7

# Inhalt

Vorwort zur Neuauflage .....	9
Hinführung .....	17
1. Gott – „schlechtes Stilprinzip“? .....	17
2. Zum <i>religious turn</i> in der Gegenwartsliteratur .....	20
3. Gottesrede in der christlichen Literatur .....	26
4. Literarische Gottesrede in der Krise .....	28
ERSTER TEIL:	
Literarische Gottesrede heute	
Religiöse Identität zwischen Besinnung und Abgrenzung ...	33
I. Heimat im Ritual?	
Suchwege im Umfeld des Katholizismus .....	35
1. „Katholisch“? – Literarische Momentaufnahmen .....	35
2. HEINRICH BÖLL: „das Wort Gott für eine Weile aus dem Verkehr ziehen“ .....	52
3. HANNS-JOSEF ORTHEIL: „immer heimlich an Gott geglaubt“ .....	58
4. ULLA HAHN: „die Seelenstimme des Menschengeschlechts“ .....	71
5. CHRISTOPH PETERS: „Gottes letzte Nervenzuckungen“ .....	84
6. RALF ROTHMANN: „mehr als nur neue aufgeschreckte Religiosität“ .....	91
7. ARNOLD STADLER: „leichter an Gott zu glauben als an gar nichts“ .....	108
8. THOMAS HÜRLIMANN: „Phantomschmerz der amputierten Antennen“ .....	119
9. PETRA MORSBACH: „war er Gott gleichgültig“? .....	130
10. Ausblick: „Literarischer Katholizismus“? .....	137

## Inhalt

II. Zwischen Fortschreibung und distanzierender Befreiung Evangelische Perspektiven .....	142
1. „Evangelisch“? – Literarische Momentaufnahmen ....	142
2. EVA ZELLER: „Mein Kinderglaube“ .....	144
3. KURT MARTI: „gott gerneklein“ .....	147
4. GABRIELE WOHMANN: „Wer sagt denn schon noch Gott?“ .....	150
5. FRIEDRICH CHRISTIAN DELIUS: Befreit von dem „unersättlichen Gott“ .....	153
6. Therapeutisches Freischreiben von Gottesvergiftungen .....	160
7. Entlarvende literarische Einblicke: Evangelische Pfarrer .....	165
8. Ausblick: ‚Literarischer Kulturprotestantismus‘? ....	176
III. Neue Sichtbarkeit: Deutsch-jüdische Gegenwartsliteratur .....	180
1. „Deutsch-jüdische Literatur“? – Überlegungen zu Begriff und Konzeption .....	181
2. BARBARA HONIGMANN: „Gott im normalen Leben“ ....	184
3. MATTHIAS HERMANN: Die „Fingerspuren des Herrn“ .	196
4. BENJAMIN STEIN: „Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt“ .....	201
5. LENA GORELIK: „ehrlich gesagt nicht besonders religiös“ .....	214
6. Ausblick: Neue Sichtbarkeit des Judentums .....	225
IV. Erste Spuren: Deutsch-muslimische Gegenwartsliteratur .....	227
1. „Deutsch-muslimische Literatur“? – Überlegungen zu Begriff und Konzeption .....	227
2. BARBARA FRISCHMUTH: „sich mit dem was man tut Gott nähern“ .....	229
3. CHRISTOPH PETERS: „vielgestaltig, geistreich, zukunftsträchtig“ .....	234
4. SAID: „renitente Gebete“ .....	244
5. Ausblick: Erste literarische Sichtbarkeit des Islam ....	256

## Inhalt

### ZWEITER TEIL:

#### Gottesrede als Sprachsuche

Ringens um Ausdruck und Form ..... 259

#### I. Umkreisen, Verweisen, Benennen:

Spuren Gottes in Erzählung und Roman ..... 259

1. Spiegelungen fernöstlicher Religionen ..... 260

2. JULI ZEH: Wenn es Gott nicht gibt ..... 262

3. Weiterschreiben der Bibel: „alle Geschichten die sich denken lassen“ ..... 265

4. PATRICK ROTH: „Verhülle dich, denn sie schreiben dich auf!“ ..... 269

5. SIBYLLE LEWITSCHAROFF: „an ein dünnes Vielleicht geklammert“ ..... 284

6. FELICITAS HOPPE: „Was bleibt ist ein Rätsel“ ..... 294

#### II. Gemessen am Prüfstein Sprache:

Annäherungen an Gott in der Gegenwartslyrik ..... 304

1. Religiöse Spuren in der Lyrik: Ein Panoramablick ..... 305

2. MICHAEL KRÜGER: „es geht nicht ganz ohne Gott“ ..... 311

3. HANS MAGNUS ENZENSBERGER: „Warum Gott die Menschen niemals in Ruhe lässt“ ..... 324

#### Literarische Gottesrede heute :

Befund und Ausblick ..... 339

1. Neue Nähe von Religion und Literatur ..... 339

2. Einwände, Herausforderungen, Rückfragen ..... 343

3. Wenn Gott *uns* sieht ..... 348

4. Neue Versuche mystischer Poesie:

CHRISTIAN LEHNERT/ANDREAS KNAPP ..... 350

Literaturverzeichnis ..... 363

1. Primärliteratur ..... 363

2. Sekundärliteratur ..... 370

3. Eigene Vorarbeiten ..... 377

Register ..... 381

Dankeswort ..... 383



„Gott, welche Eigenschaften werden ihm [...] zugetragen?“  
„Einsamkeit, umfassende Wirksamkeit, verstörende Unwirksamkeit“  
Sibylle Lewitscharoff, *Consummatus* (2006)

## Vorwort zur Neuauflage

Die Kulturwissenschaften sprechen seit einigen Jahren von einem bemerkenswerten *religious turn*. Religion wird in den unterschiedlichsten Erscheinungsformen unserer Kultur – und entsprechend dann auch in den sich damit befassenden Wissenschaften – neu, vielfältig und kreativ aufgegriffen, gestaltet, verfremdet, produktiv umgesetzt. Gerade in der Gegenwartsliteratur lässt sich ein signifikanter Trend feststellen: Religion, Konfession und Gottesfrage werden zum literarischen Thema, mal direkt und zentral, mal als ein Themenstrang unter vielen. Vor allem in Romanen und Gedichten, aber auch in Essays und auf der Theaterbühne hat sich das Religiöse aus der Tabuzone befreit, in die es jahrzehntelang gedrängt worden war.

Die Rede vom ‚turn‘ weist darauf hin, dass es sich dabei nicht nur um eine reine Mode handelt, weder um einen kurzen vorübergehenden Trend noch einfach um die Entdeckung eines neuen Gegenstandsgebietes: Vielmehr geht es um eine markante Verschiebung innerhalb der Kultur und des wissenschaftlichen Diskurses. Diese Verschiebung erfolgt weniger durch das Aufkommen einer großen allgemeinen Theorie als durch das Wahrnehmen und Auffüllen einer Lücke, eines blinden Flecks der bisherigen kulturellen Aktivitäten, Leistungen und Wissensordnungen.

Als im Frühjahr 2009 die erste Auflage dieses Buches „Ich gönne mir das Wort Gott“ erschien, war die ausgeführte Beobachtung und ihre Deutung noch umstritten. Inzwischen hat sie sich sowohl in literaturwissenschaftlichen als auch theologisch-

literarischen Kreisen weitgehend durchgesetzt. Kaum zufällig, dass die letzten drei TrägerInnen des Georg Büchner-Preises drei AutorInnen sind, bei denen das Religiöse – auf ganz unterschiedliche Weise – eine zentrale Rolle spielt: *Friedrich Christian Delius* (2011), *Felicitas Hoppe* (2012), *Sibylle Lewitscharoff* (2013). Und ebenfalls kaum zufällig, dass sie in dem 2009 erschienenen Buch bereits ausführlich vorgestellt worden waren.

In den fünfeinhalb Jahren seit der Erstpublikation des Buches ist im Blick auf die literarische Gestaltung von Religion und Gottesfrage genauso viel passiert wie in der akademischen Forschungsdisziplin von Theologie und Literatur.

- Etablierte AutorInnen haben weitere grundlegende Werke veröffentlicht, in denen Religion eine besondere Rolle spielt.
- Bislang kaum beachtete SchriftstellerInnen haben Romane oder Gedichte vorgelegt, die eine eigene Erwähnung und Deutung verdienen.
- In der deutsch-jüdischen Literatur hat sich eine ‚dritte Generation‘ nach der Shoah herausgebildet, die in ihrem Schreiben gerade auch unmittelbar religiöse Themen produktiv werden lässt.
- Zudem werden erste Konturen einer deutsch-muslimischen Literatur sichtbar, eine grundlegend neue Entwicklung.
- Im Bereich der Forschungsdisziplin von ‚Theologie und Literatur‘ sind zahlreiche weitere Studien erschienen, die das Feld differenziert und durchaus kontrovers weiter ausleuchten.
- Nach langer Verzögerung nimmt auch die Literaturwissenschaft eine neue Präsenz von Religion wahr. Für 2015 plant der Metzler-Verlag (Berlin) ein von *Daniel Weidner* betreutes „Handbuch Literatur und Religion“.

Diese Tendenzen bestätigen nachdrücklich die Rede vom *religious turn*. Und sie stellen deutlich vor Augen, warum es nicht sinnvoll erschien, die Buchfassung von „Ich gönne mir das Wort Gott“ unverändert in eine zweite Auflage zu geben. Gleichwohl wurden die dortigen Grundlinien durch die Entwicklungen bestätigt. Die nun vorliegende zweite Auflage wurde deshalb völlig überarbeitet und aktualisiert. Gestrichen wurden Kapitel oder Ausführungen, bei denen nicht viel Neues zu sagen gewesen wäre. Andere Teile

wurden ergänzt, erweitert, auf den aktuellen Stand gebracht. Einige Kapitel kommen ganz neu hinzu, um dem aktuellen Befund gerecht zu werden. Autoren, zu denen neue umfassende Monographien (zu *Adolf Muschg* vgl. *Gellner* 2010) oder Sammelbände (zu *Peter Handke* vgl. *Tück/Bieringer* 2014; zu *Martin Walser* vgl. *Felder* 2012, *Tück* 2013) aus theologisch-literarischer Sicht vorliegen, werden hier nicht zusätzlich oder bloß wiederholend porträtiert.

Wie ist das Phänomen des *religious turn* in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zu erklären? Wird damit tatsächlich eine grundsätzliche Entwicklung sichtbar oder handelt es sich doch eher um vorübergehende Trends und zufällige Einzelbeobachtungen? Und spezifisch literarisch gefragt: Schreiben die GegenwartautorInnen eine vorgegebene Traditionslinie weiter oder gehen sie sprachlich neu und *anders* an ihr Thema heran? Unter diesen Leitfragen stehen die folgenden Ausführungen. Denn erstaunlich: Diese neue literarische Gottesrede wurde bislang kaum systematisch dokumentiert und untersucht. Selbst im Blick auf das in den letzten Jahrzehnten so fruchtbare theologisch-literarische Forschungsfeld gilt bis heute ein Befund, den *Karl-Josef Kuschel* schon 1985 erhob: „Eine umfassende monographische Darstellung der Gottesthematik in der Literatur nach 1945 fehlt immer noch“ (*Kuschel* 1985, 94). Neuere Einzelstudien (*Ostermann* 2010, *Garhammer* 2011, *Fuchs* 2011) beziehen sich auf wenige subjektiv gewählte Beispiele und kommen so – transparent angegeben – nicht zu validen grundsätzlichen Einschätzungen.

Eine wirklich „umfassende“ Darstellung wird auch hier nicht angestrebt. Der Fokus dieser Untersuchung liegt vielmehr auf der Situation der Gegenwart, der Zeit nach 1990. In zwei ganz unterschiedlichen Zugängen werden die breiten Strömungen *gegenwärtiger* literarischer Gottesrede dokumentiert, vorgestellt und analysiert. Zunächst fällt bei der Sichtung auf, wie sehr die literarische Gottesrede heute um die Frage von Identität kreist: Welchen Anteil hat Religion an Subjektwerdung? Wie positioniert man sich zu der ererbten oder selbstgewählten Konfession, zur konkreten religiösen Prägung? Die literarischen Ausdeutungen und Darstellungen decken dabei ein weites Panorama ab: von affirmativer Bestätigung von eben auch konfessioneller Beheimatung auf der einen

bis zu heftiger Ablehnung auf der anderen Seite, von der versuchten Überwindung religiöser Fixierungen bis hin zur neuen Suche nach einer tragfähigen Spiritualität und Praxis. Vier ungleich gewichtete Perspektiven strukturieren diesen ersten Zugang:

- Als außerordentlich literarisch produktiv erweist sich im Blick auf den untersuchten Zeitraum das Umfeld des Katholizismus. Hier zeigen sich zahlreiche, ganz unterschiedliche Spiegelungen, Anregungen und Fortschreibungen. Dementsprechend kommt diesem Bereich in den Nachzeichnungen ein breiter Raum zu.
- Die seltener zu findenden Beiträge aus explizit evangelisch geprägter Sicht zeichnen sich durch extreme Gegensätze aus: Von Versuchen der Fortschreibung traditioneller christlicher Literatur bis hin zu scharfen Abrechnungen mit dehumanisierender, vorgeblich ‚christlicher‘ Erziehung und fundamentalistischer Lebensführung.
- Die Beiträge der gegenwärtigen deutsch-jüdischen Literatur sind gekennzeichnet durch den Versuch, eine neue Sichtbarkeit und Selbstverständlichkeit für diese Tradition zu schaffen. Mehr und mehr rücken dabei die Dimensionen von explizit entfalteter religiöser Praxis und reflektierter Gottesrede mit in den Blick.
- Die ersten Werke der sich erstmals entfaltenden deutsch-muslimischen Literatur sind im Gegensatz dazu im Blick auf religiöse Elemente deutlich zurückhaltender. Ganz offensichtlich wollen muslimische AutorInnen nicht primär als religiöse, sondern als literarische ZeitgenossInnen wahrgenommen werden. Gleichwohl spielt Religion in ihren Werken in untrennbarer Mischung mit Kultur eine wichtige Rolle.
- Trotz des immer deutlicher werdenden multireligiösen Profils unserer Gesellschaft bleiben literarische Auseinandersetzungen mit anderen Weltreligionen eher die Ausnahme. Die literarisch gespiegelte religiöse Fremdbesinnung im Blick auf asiatische Religionen befindet sich noch – oder immerhin – in einem Anfangsstadium.

Liegt im damit skizzierten ersten Teil des Buches der Fokus der Aufmerksamkeit also vor allem auf dem Aspekt der literarisch ge-

spiegelten religiösen Identität, so tritt im zweiten Teil eine ganz andere Perspektive in den Vordergrund, auch wenn sich beide Dimensionen mischen und keine trennscharfe Unterteilung möglich oder intendiert ist. Es geht eher um einen Blickwechsel des Zugangs, nicht um eine ‚andere Art von Literatur‘. Die literarische Annäherung an mögliche Formen der Gottesrede und an die Integration von Religion in den schriftstellerischen Kosmos erweist sich immer auch als Suche nach einer angemessenen *Sprache*. Diese Perspektive rückt hier in das Zentrum: In welcher Form und mit welchen Mitteln kann man heute über diese Dimensionen schreiben? Im Zugang zur Gegenwartsliteratur unter dieser Fragestellung legt sich eine Orientierung an den klassischen literarischen Gattungen nahe:

- Zunächst fällt der Blick auf die *erzählende* Literatur. Ganz unterschiedlich nähert sie sich religiösen Themen an: durch die Vision, wie sich Leben verändert, wenn es Gott nicht gibt; durch eindeutig atheistische, aber eben explizit ausgeführte Absage; durch die Anknüpfung an Bibel und Mythologie; durch eine phantastische und transrealistische Erzählweise.
- Neben den Bereich der Epik tritt das Feld der *Poesie*. Die religiöse Dimension ist ein zentraler Grundbestandteil gegenwärtiger Lyrik. Bei LyrikerInnen verschiedener Generationen werden inhaltliche wie formale Auseinandersetzungen mit Religion stilbildend.
- Auch im *Theater* der Gegenwart findet sich eine deutliche Hinwendung zu religiösen Themen und Stoffen. Sie tritt aber deutlich hinter die Spuren in Prosa und Lyrik zurück, zeigt in den letzten Jahren auch nur wenige substantielle Neubeträge. Deshalb wird das diesem Bereich gewidmete Kapitel aus der Erstauflage hier nicht wieder aufgenommen, behält aber seine Gültigkeit.

Am Ende des Buches wird der Versuch unternommen, das Phänomen des *religious turn* in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zu deuten, aber auch noch einmal kritisch zu hinterfragen, um dann mögliche Herausforderungen für literarisches und theologisches Reden von Gott zu formulieren.

Eine derartige Spurensuche nach literarischen Annäherun-

gen an Gott steht immer in der Gefahr, in ihrer einseitigen Frageperspektive Dichtung zu funktionalisieren. Warnungen vor theologischer oder religionspädagogischer Vereinnahmung (vgl. *Schwens-Harrant/Seip* 2012) weisen auf grundsätzliche Gefahren eines solchen Zugangs hin. Vor allem ein Nachgeben der Neigung dazu, „Literatur auf religiös relevante Stellen hin abzusuchen“ (*Tück/Bieringer* 2014, 11) ohne Rücksicht auf Kontexte und Beachtung der Form, könnte den berechtigten Ansprüchen an einen verantwortungsvollen Umgang mit Literatur nicht genügen. Eine bloße Reduktion auf inhaltliche Befunde würde in der Tat den ‚Mehrwert des Ästhetischen‘ unterschlagen. Deshalb treten als weitere Dimensionen dieser Untersuchung die gleichberechtigten Fragen hinzu, *wie* Literatur die Annäherung an Gott betreibt, und – vorsichtig formuliert – welche Konsequenzen aus einer derartigen *Poetologie der literarischen Gottesrede* für eine theologische Gottesrede erwachsen können.

Zwei grundlegende Entscheidungen prägen dabei das Vorgehen.

- Zunächst im Blick auf die Reichweite der Untersuchung: Da es um die Fragestellung geht, ob und ggfs. wie sich in *unserer* Gesellschaft so etwas wie eine ‚Renaissance des Religiösen‘ zeigt, ist eine Konzentration auf *deutschsprachige* SchriftstellerInnen unvermeidlich. Die Entwicklungen der literarischen Auseinandersetzung mit Gott sind schon binneneuropäisch von Kultur zu Kultur sehr verschieden; eine Verschiedenheit, die sich im Blick auf außereuropäische Kulturräume noch potenziert. Eine Gesamtdeutung internationaler Tendenzen ist deshalb innerhalb einer Monographie kaum möglich.
- Dann hinsichtlich der chronologischen Grenzen: Untersucht wird vor allem Literatur, die seit etwa 1990 erschienen ist. Der Begriff der ‚Re-Naissance‘ der Religion verweist jedoch auf eine geschichtliche Dimension: *Wiedergeburt* suggeriert, dass es eine Zeit gegeben habe, in der das Religiöse in unserer Gesellschaft – folglich auch in der Literatur – präsenter war, selbstverständlicher, prägend. Der Blick in die Gegenwart erhält somit nur dann sein Profil, wenn er mit gezielten exemplarischen Vergleichsblicken in die Vergangenheit korreliert wird.

## Vorwort zur Neuauflage

Zur besseren Lesbarkeit unterbleibt hinsichtlich der Zitation aus Feuilletons, Radiogesprächen, Interviews und Internetquellen eine exakte Dokumentation. Genaue Belege können beim Autor angefragt werden.



## Hinführung

Kann man im Blick auf die deutschsprachigen SchriftstellerInnen unserer Zeit mit guten Gründen von einer ‚Renaissance des Religiösen‘ sprechen? Wird die Literatur der Gegenwart zu einem Feld, auf dem sich die gesamtkulturelle Tendenz eines *religious turn* nachweisen lässt? Und genauer: Spiegelt sich in zeitgenössischer Lyrik und Prosa ein neuer, ein anderer Umgang mit der *Gottesfrage*? Nicht primär um ‚Religion allgemein‘ soll es ja in dieser Untersuchung gehen, sondern konkret um die Frage, wie sich die Literaten mit Gott auseinandersetzen. Wird er verschwiegen, ignoriert oder ausgeblendet? Verabschiedet, als Projektion durchschaut, für eigene Zwecke missbraucht, zur literarischen Vokabel ausgehöhlt? Umschrieben, ersehnt, in Ehrfurcht metaphorisch umkreist?

Gewiss, ein möglicher erster Befund von religiös-literarischer Spurensuche legt sich nahe: „Gott liebt es, sich zu verstecken“ (vgl. *Kuschel* 2007). Dann müssten wir die Verstecke aufsuchen, auflösen, durchleuchten. Interessanter ist jedoch die Antwort auf die Fragen: Ist Gott in der Gegenwartsliteratur tatsächlich vor allem verborgen? Wo wird er *sichtbar*? Wie also war sie denn im Rückblick auf das 20. Jahrhundert, die Präsenz von Gottesfrage und Gottesrede in der deutschsprachigen Literatur?

### 1. Gott – „schlechtes Stilprinzip“?

Für einige Jahrzehnte des zurückliegenden Jahrhunderts schien eines in der deutschsprachigen Literatur festzustehen: Religion war nach Säkularisierung und Aufklärung kein ernsthaftes Thema mehr. Kein geringerer als *Gottfried Benn* hatte den Abgesang auf Religion im Raum von Literatur schon 1934 in seiner autobiographischen Schrift „Lebensweg eines Intellektualisten“ messerscharf und wirkmächtig formuliert: „Die Götter tot, die Kreuz- und die Weingötter, mehr als tot: schlechtes Stilprinzip, wenn man religiös wird, erweicht der Ausdruck.“ (*Benn* 1934, 175). Was für eine Absage an literarische Annäherungen an Gott, ja: grundsätz-

lich an alle in Sprache gegossenen Gottesvorstellungen! Was für eine Rückweisung von jeglichen Versuchen, religiöse Dichtung zu verfassen, gilt Religion doch nur als ein schlechtes Stilprinzip, das den Ausdruck – Ziel aller ernsthaften Sprachsuche – „erweicht“!

Ob bewusst oder unbewusst: Die Hauptströme der deutschsprachigen Literatur der Folgezeiten hielten sich an dieses Verdikt. Nur wenige, klar benennbare Ausnahmen von der Tabuisierung von Religion und Gottesrede im Raum der ‚ernsthaften‘ Literatur lassen sich erkennen. Identifizierbar und jeweils mit exemplarischen Namen zu verdeutlichen sind drei derartige Ausnahmebereiche:

- Religion behielt zum einen ihren literarischen Platz als Milieufaktor, um eine bestimmte Region und Epoche zu charakterisieren. Vor allem das Danzig von *Günter Grass*, das Köln von *Heinrich Böll*, später die katholische Schweiz in der „Freiamts-Trilogie“ von *Silvio Blatter* aus den 1980er Jahren, und noch einmal später das katholische Oberschwaben in den Romanen und Erzählungen von *Arnold Stadler* sind die herausragenden Beispiele für solche soziokulturellen Milieus, in denen das Religiöse in einer genau kalkulierten Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz literarisch fruchtbar wurde. Die Gottesfrage tritt dabei angesichts des vorherrschenden Interesses für Alltag, Ritual und Milieu in den Hintergrund.
- Religion behielt zum zweiten ihren literarischen Platz als Nährboden von Satire, als Chiffre für traditionsverhaftete Rückständigkeit und provinzielle Bürgerlichkeit, etwa bei *Friedrich Dürrenmatt*, *Günter Kunert*, *Robert Gernhardt* oder *Hans Magnus Enzensberger*. Religiöse Traditionen wurden und werden hier – in einer Erblinie von *Heinrich Heine* oder *Bertolt Brecht* – bestenfalls noch als Sprachfundus produktiv. Über Gott und Gottgläubige kann man literarisch spotten, ihre Sprachformen jedoch transformieren zu eigenen poetischen Zwecken.
- Eine ernsthafte, im weitesten Sinne religiöse Auseinandersetzung fand so vor allem bei deutschjüdischen SchriftstellerInnen wie *Paul Celan*, *Nelly Sachs*, *Rose Ausländer* oder *Hilde Domin* im Kontext ihrer Selbst-, Volks- und Zeitdeutung statt. Von dem öffentlichen Verdikt der vorgeblichen ästhetischen

Minderwertigkeit religiöser Sprachsuche wurde diese Gruppe weitgehend ausgenommen. Das literarische Ringen um Gott steht hier vor allem im Zeichen der Auseinandersetzung mit der Shoah und der Theodizee.

Entscheidend jedoch: Eine im weitesten Sinne affirmative literarische Annäherung an Gott, die klassisch im Bereich der ‚christliche Literatur‘ beheimatet war, trug tatsächlich im Gefolge des Verdikts von Gottfried Benn den Verdacht der ästhetischen Minderwertigkeit. Wirklichkeitsdeutungen aus dem Geist des Christentums wurden von den Wortführern des öffentlichen Kulturbetriebs bei einem *Johannes Bobrowski* oder einer *Marie Luise Kaschnitz* noch hingegenommen; bei *Gabriele Wohmann*, *Luise Rinser*, *Kurt Marti* oder *Eva Zeller* – um nur einige Namen aus der folgenden Generation zu nennen – führten sie zu einer zunehmenden Marginalisierung und Geringschätzung. Die Rezeption dieser AutorInnen und ihrer Werke, aber auch die Wahrnehmung von Annäherungen an die literarische Gestaltung der Gottesfrage verschob sich so mehr und mehr in den christlichen Binnenraum.

Unabhängig von der nur in äußerst sorgsam differenziert zu beantwortenden Frage nach der literarischen Qualität der Werke dieser AutorInnen steht der Befund fest: Die ernsthaften literarischen Auseinandersetzungen um die Gottesfrage waren über Jahrzehnte in der Literatur selbst, aber vor allem in den Feuilletons und – von wenigen Ausnahmen abgesehen (vgl. *Pittruf* 2002) – in den Abteilungen der Literaturwissenschaften weitgehend verstummt. Dort begnügte man sich vielfach mit fragwürdigen Verallgemeinerungen, repräsentativ zusammengefasst in einem Beitrag zu dem 1998 an der Universität Fribourg abgehaltenen Symposium „Gott und Götze in der Literatur der Moderne“: „Die Poetik der literarischen Moderne ist im Großen und Ganzen eine Poetik des Atheismus. Götzen mögen darin noch eine Rolle spielen, Götter schwerlich, und Gott eigentlich überhaupt nicht.“ (in: *Sorg/Würffel* 1999, 152) Der Germanist *Helmuth Kiesel* geht noch im Jahr 2012 davon aus, dass „Gott oder die Rede von Gott [...] in der Literatur der letzten Jahrzehnte eine [...] geringe Rolle spielt und kaum mehr in einem als gläubig indizierten Sinn verwendet wird“ (*Kiesel* 2012, 290).

Bis in die theologisch-literarische Rezeption hinein hielt sich dieses pauschalisierende Vorurteil. „Dem Religiösen“ fehle es „zunehmend an kulturell produktiven Ausdrucksmöglichkeiten“, schreibt 2004 der Salzburger Theologe *Gregor Maria Hoff* in einer Untersuchung über „Gotteskritik heute“. Es scheine „keine Sprache mehr zu geben, die nicht lächerlich wirkt, wenn der Name Gott fällt“ (*Hoff* 2004, 42). Studien über die literarische Gottesrede pflegen geradezu ein Spiel mit der Hermeneutik des Verlusts: Da ist neben den Beschwörungen des ‚nicht mehr‘ immer wieder die Rede vom „verschwiegenen Gott“ (so schon *Baden* 1963), da wird die „Sehnsucht nach dem verlorenen Gott“ (*Imbach* 1992) aufgerufen, da begibt man sich auf die „Suche nach dem verlorenen Gott“ (*Motté* 1996, auch noch: *Lezzi* 2014) oder nach „verborgener Religiosität“ (*Motté* 2004). Und *Karl-Josef Kuschels* bereits zitierte neuere theologisch-literarische Spurensuche findet unter der im Titel festgehaltenen Vorgabe statt „Gott liebt es, sich zu verstecken“. Verschwiegen, verborgen, verloren, versteckt...

### *2. Zum religious turn in der Gegenwartsliteratur*

Entscheidend für unsere Fragestellung: Der hier nur in einem Schattenriss präsentierte Befund einer zunehmenden Marginalisierung von Religion und Gottesfrage *trifft heute nicht mehr zu*, und zwar weder im Blick auf die deutschsprachige Literatur noch auf die Literaturwissenschaft oder die theologisch-literarischen Forschungen. Seit Beginn der 1990er Jahre hat sich das kulturelle Klima im deutschsprachigen Bereich durch unterschiedlichste historische und soziologische Prozesse verändert. Einbezogen in diese Veränderungsprozesse ist die Darstellung Gottes in der Literatur. Die Frage nach der Annäherung an Gott in der Literatur unserer Zeit wird geradezu zu einem Schlüssel, um derartige Veränderungen hin zu einem *religious turn* wahrnehmen und belegen zu können. *Gegenprobe* also: Die Götter tot? Religion ein schlechtes Stilprinzip? Ernsthaftige Annäherungen an Gott im Raum von Literatur ein Tabu? Keine literarische Sprache mehr für Gott? Überprüfen wir diese Fragen zunächst anhand von fünf Blitzlichtern aus dem noch jungen 21. Jahrhundert:

*Erstes Blitzlicht:* Im Herbst 2001 veröffentlicht die Lyrikzeitschrift „Das Gedicht“ einen Sonderband unter dem Titel „Himmel und Hölle“, in der sie eine breite Spanne religiös motivierter Lyrik quer durch die deutschsprachige Literaturszene präsentiert. Diese Zeitschrift erscheint autonom, ist weltanschaulich ungebunden, orientiert sich einzig an ästhetischer Qualität. Der Herausgeber *Anton G. Leitner* schreibt in der Einführung zur oben benannten Ausgabe: „Der moderne Mensch verliert seine Scheu vor ‚Gott‘ und dem ‚Heiligen‘“ (*Leitner* 2001, 4f.). In einem programmatischen Aufsatz kann es ohne jegliche Scheu heißen, „moderne Lyrik“ sei „ein Echolot für Religion“, sie könne als ‚religiös‘ bezeichnet werden, „weil sie sich der Erfahrung eines Unbedingten, der Transzendenz, stellt und dabei die letzten Fragen und Widersprüche unseres Daseins erhellt“ (*Ziebritzki* 2001, 89). So könne sie als ein „Ausdrucksmedium religiöser Erfahrung“ (ebd., 93) dienen. 2005 lässt Leitner eine Buchanthologie folgen, die unter dem Titel „Zum Teufel, wo geht’s in den Himmel“ erneut die Verbindungen von Gebet und Gedicht auslotet. Schließlich seien „Dichtung und Religion“ aus „demselben Holz geschnitzt“ (*Leitner* 2005, 5). Gedichte könnten sogar – so die mutige Vision – „die eigentlichen Gebete des 21. Jahrhunderts werden“, weil sie „einerseits Sprache neu ordnen, auf den Punkt bringen, verdichten“, und andererseits „präzise Diagnosen über eine Wirklichkeit liefern, die als ‚ungeheure Verwirrung‘ [...] wahrgenommen wird“ (ebd., 7).

*Zweites Blitzlicht:* Der Frankfurter Suhrkamp-Verlag galt als der führende deutsche Literaturverlag in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er war eher den vielfältigen Traditionen der Religionskritik und der Philosophie der „Frankfurter Schule“ verpflichtet als im Ruf zu stehen, religionsfreundliche Konzeptionen zu fördern. Doch gerade bei Suhrkamp erschien eine „Christus-Trilogie“, mit welcher *Patrick Roth* (\*1953) die Leseöffentlichkeit in den 1990er Jahren überraschte. Eine Folge von drei Christusnovellen, die gerade nicht aufklärerisch analysiert, sondern mystisch in die Kernthemen des Christentums hineinführt! 2012 lässt Roth ein ähnlich konzipiertes Werk folgen: „Sunset. Das Buch Joseph“, einen Monumentalroman über den (Adoptiv-)Vater Jesu. Über diese Werke Roths drängen die Auseinandersetzungen um

Jesus und die Fragen nach Gott in unserer Gesellschaft in die Feuilletons aller großen Tageszeitungen. Und erstaunlich: Roths Werke werden überrascht diskutiert, erstaunt gewürdigt, überwiegend positiv rezipiert.

*Drittes Blitzlicht: Andreas Maier* (\*1968) gehört zu den wichtigsten Autoren der mittleren Schriftstellergeneration. In der Frühjahrsliteraturbeilage 2005 der Wochenzeitschrift „Die ZEIT“ erscheint ein Interview unter der Überschrift „Ich gönne mir das Wort Gott“ – jenes Zitat also, das diesem Buch seinen Titel verleiht. Im Interview erklärt Maier: „Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.“ Gegen alle falschen Vereinnahmungen betont er: „Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien. [...] Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.“ (Maier 2005) In seinen 2006 gehaltenen Frankfurter Poetikvorlesungen präzisiert Maier diese Gedanken: Er entdecke immer wieder „dieselbe Logik“, nämlich „das Ich, die Welt und Gott, die Wahrheit einerseits und die Menschen andererseits, das Ich in der Mitte, die Menschen drumherum, und um alles Gott. Man könnte diese Grundstruktur vielleicht auch genauso gut in nichtreligiöser Sprache ausdrücken, aber das wäre komplizierter“. Deshalb die kaum zu erwartende Volte: „Der liebe Gott macht es mir da einfacher, dafür danke ich ihm“ (Maier 2006, 149). Von Gott ist denn auch in Maiers Romanwerk immer wieder die Rede. Erst als junger Erwachsener habe er die Evangelien „für mich entdeckt“ (Maier 2014, 95), erklärte er unlängst. Ihre Wirkkraft entfaltet sich seitdem rasant. Seit 2010 schreibt er an einem elfteiligen erzählerischen Großprojekt unter dem Arbeitstitel „Ortsumgehung“, das sich vom Zimmer zum Haus, zur Straße, zum Dorf, zum Land seiner Kindheit immer stärker ausweiten soll bis hin zum anvisierten Schlussband unter dem Titel „Der liebe Gott“.

*Viertes Blitzlicht: Pfarrer-Romane?* Dieses Genre schien der Vergangenheit anzugehören. Umso überraschender war der Erfolg, den *Petra Morsbach* (\*1956) 2004 mit ihrem Roman „Gottes-

diener“ erzielte, dem warmherzigen literarischen Porträt eines katholischen Landpfarrers in Bayern. Einige Jahre später erschienen gleich zwei vielbeachtete Romane, in deren Mittelpunkt evangelische Pfarrer stehen: *Dieter Wellershoffs* (\*1925) „Der Himmel ist kein Ort“ (2009) sowie *Ulrike Draesners* (\*1962) „Vorliebe“ (2010). Pfarrer, ihr Lebensumfeld, ihr Glaube, ihr Alltag werden zu spannenden Spiegelfolien der postmodernen Lebenswelt.

*Fünftes und letztes Blitzlicht:* „Gott ist nicht tot. Er fehlt. [...] Wenn nicht einzelne sein Fehlen zur Sprache bringen, verschwindet vielleicht seine Dimension aus der Welt“ (*Walser* 1986, 51), hatte *Martin Walser* (\*1927) bereits 1986 festgehalten. Immer schon hatte das Schreiben Walsers eine theologische Tiefenströmung, die freilich kaum beachtet worden war (vgl. *Gellner* 2013, 66–86). Erst in seinem Spätwerk, in der sogenannten ‚Trilogie der Sehnsucht‘ von dem Roman „Muttersohn“ (2011) über den Essay „Über Rechtfertigung“ (2012) bis hin zu dem Roman „Das dreizehnte Kapitel“ (2012) drängte die religiöse Dimension so stark in den Vordergrund, dass in Feuilletons und Talkshows über die vermeintliche Bekehrung Walsers heftig diskutiert wurde. „Egal ob es Gott gibt oder nicht, ich brauche ihn“ (*Walser* 2010, 67), lässt Walser eine seiner Figuren aus „Mein Jenseits“ sagen, und andernorts: „Wenn es Gott nicht gäbe, könnte man nicht sagen, dass es ihn nicht gibt. Wer sagt, es gebe ihn nicht, hat doch schon von ihm gesprochen. Eine Verneinung vermag nichts gegen ein Hauptwort.“ (ebd., 112) Gott wird hier nicht als Kategorie des Glaubens benannt, sehr wohl aber als notwendige Kategorie von Sprache und Sehnsucht.

Fünf Blitzlichter, fünf Momentaufnahmen aus der aktuellen Gegenwartsliteratur. Eines haben sie gemeinsam: Hier ist keine Rede mehr davon, Religion müsse ein „schlechtes Stilprinzip“ sein; hier wird der Gedanke verabschiedet, „alle Götter“ seien tot – zumindest ‚literarisch tot‘; hier sind die Sprachversuche der Annäherung an Gott alles andere als „lächerlich“. Das Gegenteil gilt: Im Wissen um die hochkomplexe Tradition der theologischen und literarischen Gottesrede und dennoch ohne Scheu schreiben die genannten AutorInnen über Religion und die Gottesfrage. Hier zeigt sich die Rede von Gott eindrucksvoll, und

zwar einerseits – wie bereits zuvor – als „Weise von Selbstausslegung, Selbstaufklärung, Selbstdeutung des Menschen“ (*Kuschel* 1985, 52), aber andererseits vor allem als Versuch des über sich selbst Hinausweisens auf eine andere, das Empirische übersteigende Wirklichkeit.

Dieser Trend spiegelt sich in einer Reihe von ganz unterschiedlichen Begleitphänomenen. Nach Jahrzehnten der Distanz zu Kirche, Glaube und Gottesfrage trauen sich SchriftstellerInnen zu öffentlichen Bekenntnissen in Sachen Religion. „wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf“ (*Jandl* 1997, 51), bekennt der Österreicher *Ernst Jandl* in seiner „rede an friederike mayröcker“. „Ich *glaube* ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich *glaube* und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen“ (*Ortheil* 2001, 183), schreibt *Hanns-Josef Ortheil* in Figurenrede in seinem Roman „Lo und Lu“. Ganz offensichtlich spüren viele AutorInnen jene Veränderung, die *Michael Krüger* in seinem Gedicht „Hotel Wandl, Wien“ aus dem 1998 erschienenen Band „Wettervorhersage“ wie folgt benannt hat: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion/erwehren, sie greift uns nicht an“ (*Krüger* 1998, 29).

Zwei Erkenntnisse lassen sich jetzt schon formulieren:

- Erstens: Im kulturellen Klima der Gegenwart hat man es offensichtlich „nicht mehr“ nötig, auf Distanz zu Religion zu gehen.
- Aber entscheidender zweitens: Es ist zugleich möglich, Religion positiv aufzugreifen und künstlerisch fruchtbar zu machen, ohne sie dabei zu destruieren oder lächerlich zu machen.

Sehr deutlich zeigt sich diese Präsenz religiöser Themen aber nicht nur im Bereich der erzählenden Literatur oder in der Lyrik, sondern gleichmaßen auf der Theaterbühne. Es gibt eine „neue Offenheit des Theaters der Theologie gegenüber, immer mehr Theatermacher greifen religiöse Fragen auf und machen sie zum Thema ihrer Inszenierungen“ (*Dermutz* 2005, 530). Auffällig ist zudem, dass sich auch im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur eine deutliche Hinwendung zu religiösen Themen findet. Lange Zeit schien es so, als habe gerade die Kinder- und Jugendliteratur einen „wichtigen Themenbereich verloren: den religiösen“ (*Mat-*

tenklott 1989, 242). Spätestens seit den 1990er Jahren hat sich jedoch auch hier der Trend umgekehrt, kann man im Gegenteil von einem regelrechten „Boom der Religion in der Kinder- und Jugendliteratur“ (Mattenklott 1998, 298) sprechen. Zu der hier vorliegenden Studie ließe sich ein parallel strukturierter Vergleichsüberblick über das kinder- und jugendliterarische Feld schreiben. (vgl. Langenhorst 2011)

Kaum überraschend, dass auch das Feuilleton diese vielen Signale einer Tendenzwende hinsichtlich religiöser Fragestellungen in der Literatur wahrgenommen und thematisiert hat. Im September 2002 erscheint das Heft 149 des legendären „Kursbuch“ unter dem Titel „Gott ist tot und lebt“. Die Zeitschrift „Literaturen“ stellt ihr Heft 12/2005 unter das Gesamtthema „Wie gewaltig ist der Glaube?“ Die Literaturbeilage der „Süddeutschen Zeitung“ zur Leipziger Buchmesse 2006 steht unter dem Motto „Das Heilige“. Eine Ausgabe der von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung herausgegebenen Heftreihe „Valerio“ widmet sich dem Themenkomplex von „Schreiben/Glauben – Miscellen zu Literatur und Religion“ (vgl. Kalka 2008). Und damit sind nur wenige Beispiele einer breiten Strömung aufgerufen. Schließlich wird das Themenfeld von Religion und Literatur auf breiter Basis im akademischen Diskurs aufgegriffen. Davon zeugen zahlreiche aktuelle Symposien, Fachkongresse, Vorlesungsreihen, Aufsätze, Monographien und Sammelbände (vgl. Langenhorst 2013), sei es in interdisziplinärer Ausrichtung, sei es in rein theologischen oder binnenliteraturwissenschaftlichen Kontexten.

Genug Belege: Der *religious turn* in der Gegenwartsliteratur zeigt sich in einer Vielzahl von Phänomenen. Um ihn aber näher durchleuchten zu können, um zu verstehen, warum und wie Religion und Gottesfrage literarisch neu thematisiert werden, bedarf es einer Rück-Versicherung. In der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts gab es zwei deutliche Entwicklungsschübe der literarischen Gottesrede, deren Grundstrukturen Hintergrundfolien bilden, gegen die die neuen Entwicklungen erst ihr besonderes Profil entfalten. In der Fassung dieses Buches aus dem Jahr 2009 wurden sie mit Beispielen und ausführlichen, dort nachzulesenden Entfaltungen und Deutungen erläutert. Hier

beschränken wir uns auf eine knappe Sichtung der Befunde, die zwangsläufig nur holzschnittartig präsentiert werden können.

### 3. Gottesrede in der christlichen Literatur

Gegen die Ausblendung in Teilen der Literaturwissenschaft bleibt festzuhalten: Die Poetik der literarischen Moderne zeichnete sich zumindest in einem Teilsegment dadurch aus, dass Gott eben doch ein Thema blieb, dass die literarische Verwendung religiöser Sprache sehr wohl ein Stilelement war. Mindestens bis in die 1950er Jahre hinein gehörte die ‚christliche Literatur‘ in das Spektrum der Hochliteratur, viel gelesen, breit diskutiert, preisgekrönt. Vor allem zwei Namen repräsentieren im deutschen Sprachraum die ‚christliche Literatur‘ – ein immer umstrittener, dennoch sinnvoller und kaum verzichtbarer Begriff (vgl. *Langenhorst 2007*): einerseits *Gertrud von le Fort*, die in gleich bleibendem Stil und Geist noch bis in die 1970er Jahre hinein weiter schrieb, andererseits *Reinhold Schneider*, der zentrale Texte zu dieser Tradition beisteuerte, gleichzeitig jedoch deren Grenzen erkannte und benannte.

Sie stehen für eine Generation von AutorInnen wie *Jochen Klepper*, *Werner Bergengruen*, *Rudolf Alexander Schröder*, *Ruth Schauermann*, *Edzard Schaper*, *Stefan Andres* und andere, die bei aller Eigenständigkeit zentrale ästhetische wie theologische Optionen teilten. Die – zahlenmäßig deutlich geringeren – evangelischen AutorInnen dieser Generation fühlten sich der binnenkonfessionellen Bewegung der ‚Dichtung für die Gemeinde‘ verpflichtet, während die meisten katholischen AutorInnen der ebenfalls konfessionell geprägten Bewegung des *renouveau catholique* zugerechnet werden, also jener internationalen Autorenbewegung, die sich explizit auf eine katholische Weltsicht und Ästhetik rückberief. Schon die Bezeichnung ‚re-nouveau‘ verdeutlicht dabei ein grundlegend konservatives Element. Bei aller erneut notwendigen Binnendifferenzierung im Blick auf sehr unterschiedliche Autoren, Stile und Werke: Diese Bewegung verweigerte sich bewusst der Moderne. Sie setzte ihr Entwürfe entgegen, die eher ‚der Antimoderne in Gestalt neuer integraler Sinnstiftungen und

Leitbilder“ (Kühlmann/Luckscheiter 2008, 11) verpflichtet waren. Als Reaktion auf die Herausforderungen, Krisen und Erschütterungen der Moderne wurde fast stets die Rückkehr zu den traditionellen Weltbildern einer geschlossenen Wirklichkeitssicht propagiert: religiös, christlich, konfessionell, literarisch-ästhetisch. Als Gattungen dominieren die Lyrik und der (historische) Roman.

Wie schrieben diese AutorInnen der christlichen Literatur über Gott? In welcher Form und Sprache, mit welchem Interesse und mit welcher Programmatik? Folgende Grundzüge der *literarischen Rede von Gott* lassen sich herausstellen:

- Die lyrische Gottesrede in der christlichen Literatur orientiert sich inhaltlich wie formal an den Vorgaben der Tradition. In klassisch vorgegebenen literarischen Gattungen (Sonett, Lied), in klaren Vorgaben von Reim, Rhythmus, Metrum und Strophik werden seit Jahrhunderten feststehende theologische Aussagen wiederholt. Die Autoren dieser Tradition sahen sich in einer Art ‚literarischem Apostolat‘, das jede Form von Originalität gerade ausschloss: „Denn für Lyrik ist dies keine Zeit. Aber die Stunde für [...] geistige Dichtung ist da“ (Klepper 1956, 312) schrieb Jochen Klepper 1937 in sein Tagebuch. Orientierung an Tradition statt Innovation!
- Angesichts der Betonung der ewigen Wahrheiten treten Schilderungen aktueller politisch-gesellschaftlicher Realität zurück. Sie wird bestenfalls parabolisch gespiegelt. Die bevorzugte Zeitebene dieser narrativen Parabeln liegt jedoch nicht in der Gegenwart, sondern im weiten Raum der (Kirchen-) Geschichte, vor allem des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. In dieser Rückspiegelung scheint der Zugriff auf ein damals vorherrschendes und breithin akzeptiertes Gottesbild leichter möglich.
- Neben die Hinwendung zur Geschichte tritt die bevorzugte Ausgestaltung biblischer Stoffe. Da diese bereits vorgeprägte literarische Gestaltungen der Beziehung von Gott und Mensch sind, lässt sich an ihnen theologisches Denken und religiöses Ringen ideal veranschaulichen. Selten geht es dabei um eine Aufsprennung der theologischen Vorgaben der Bibel, eher um

Aktualisierung, Ausmalung, Dramatisierung, Psychologisierung und Vertiefung des biblischen Gottesbildes, das gleichwohl selektiv aufgegriffen wird.

- Gott wird in diesen Erzählungen vor allem dargestellt als eine archaische Macht, die Opfer fordert, Gericht hält, drohend die Weltgeschichte leitet. Gleichzeitig erhofft man von ihm Ver-schonung, Gnade, Schicksalswende und Trost.
- Nur selten wird der Rahmen klassischer Gottesdarstellungen erweitert oder gesprengt. Gleichwohl finden sich bei genauem Blick verborgene Spuren derartigen Vordenkens, die vor einer allzu eindeutigen Etikettierung dieser SchriftstellerInnen, einer allzu engen Kategorisierung ihres Werks warnen.

In diesem letzten Punkt wird schon deutlich, dass nicht alle AutorInnen der christlichen Literatur bei dem damit skizzierten Programm stehen bleiben. Gerade im Werk Reinhold Schneiders (vgl. *Langenhorst* 2008; 2011) finden sich inhaltlich wie formal Aufbrüche, Entwicklungen, Veränderungen. An die Stelle von Affirmation tritt der Zweifel; an die Stelle der Sehnsucht die Distanz; an die Stelle der an andere gerichteten Zusage der Rückzug auf das eigene Ringen um Sinn; an die Stelle der Orientierung an klassischen Gattungen treten zerbrechende Formen und Fragmente. Damit wies Schneider den Weg in die Zukunft der Hauptströme literarischer Gottesrede, auf Texttraditionen, die in den 1950er und 1960er Jahren vorherrschend werden sollten.

### *4. Literarische Gottesrede in der Krise*

Die literarische Rede von Gott im deutschsprachigen Raum stand in diesen Jahrzehnten ganz im Zeichen der im Spätwerk Schneiders deutlich werdenden Vorgaben. Vor allem angesichts der nun öffentlich bezeugten und reflektierten Katastrophen von Shoah, atomarer Zerstörung und drohendem Ökozid ging es nun primär um die „Entlarvung der Rede von Gott als barer Illusion“ oder „kruder Ideologie“ (*Kuschel* 1985, 52). „Die Sprache, die einmal ausschwang, dich zu loben/Zieht sich zusammen, singt nicht mehr,/In unserem Essigmund“ (*Kaschnitz* 1985, 245f.) – so die viel zitierten Verse aus dem 1957 veröffentlichten „Tutzingen Gedicht-

kreis“ von *Marie Luise Kaschnitz*, der den Abbruch der sprachlich artikulierbaren Gottesbeziehung wirkmächtig markiert. *Hans Jürgen Baden* veröffentlicht 1963 seine Studie zu Literatur und Glaube unter dem aussagekräftigen Titel „Der verschwiegene Gott“. Wenn die Gottesdimension nicht völlig verschwiegen wurde, standen die Klage und die Anklage Gottes angesichts der nun in aller Drastik gestellten Theodizeefrage im Vordergrund.

Diese Krise der literarischen Gottesrede ist in den germanistischen oder theologisch-literarischen Untersuchungen der letzten 30 Jahre intensiv beleuchtet und dargestellt worden. In aller Differenziertheit zeichnen zahlreiche Studien diese Problematik im Werk von zentralen deutschsprachigen SchriftstellerInnen dieser Zeit nach:

- sei es bei Friedrich Dürrenmatt (*Kolvenbach* 2009; *Meier* 2012) oder eben bei Marie Luise Kaschnitz (vgl. *Kuschel* 1997, 194–227);
- sei es im Werk von Christine Lavant, Günter Grass oder bei Günter Kunert (vgl. *Gellner* 2004);
- sei es in den „Psalmen“ oder im Prosawerk von Thomas Bernhard (vgl. *Hepler* 1997, *Gillmayr-Bucher* 2002) oder im Werk von Ingeborg Bachmann (vgl. *Habbel* 1992, *Peters* 2009);
- sei es bei Nelly Sachs (vgl. *Kranz-Löber* 2001, *Schweizer* 2005), Paul Celan (vgl. *Koelle* 1997, *Tück* 2000) oder Hilde Domin (*Loretan-Saladin* 2008; *Winkler* 2009);
- sei es bei Johannes Bobrowski (vgl. *Stock* 1991), Kurt Marti (vgl. *Mauch* 1992) oder Peter Bichsel (*Mauz* 2009);
- sei es bei Erich Fried (vgl. *Gojny* 2004) oder Else Lasker-Schüler (vgl. *Henneke-Weischer* 2003);
- sei es bei Heinrich Böll (vgl. *Garske* 1998; *Helm* 2005; *Stolz* 2009; *Litz* 2011) oder Rose Ausländer (vgl. *Beil* 1991, *Bongartz* 2004, 137–164);
- sei es bei Martin Walser (vgl. *Felder* 2012, *Tück* 2013) oder Peter Handke (vgl. *Bieringer/Tück* 2014);
- sei es schließlich im Werk von Walter Kempowski (*Leber* 2011), Adolf Muschg (*Gellner* 2010) oder Ulla Hahn (*Nottbohm* 2010).

Die einzelnen, detailliert ausgearbeiteten Ergebnisse all dieser Studien können und sollen hier weder referiert noch zusammen-

gefasst werden. Das Phänomen der literarisch bezeugten religiösen Sprachkrise soll vielmehr auch hier in bündelnder Zusammenfassung charakterisiert werden, im Wissen, dass dabei erneut nur ein holzschnittartiges Bild entstehen kann. Denn wiederum bedarf es der Differenzierung. Zwei hier nicht näher betrachtete, gleichwohl wirkmächtige Entwicklungslinien sollen zumindest benannt werden, um das Gesamtbild nicht zu verfälschen. Die eine ist der breite Strom jener Literatur, in der Religion und die Gottesfrage völlig ausgeblendet waren und bleiben, meistens ohne programmatische Absicht, sondern eher deshalb, weil diese Dimensionen in der Wirklichkeitswahrnehmung der jeweiligen AutorInnen schlicht keine Rolle spielen. Die andere Entwicklungslinie umfasst das Werk jener SchriftstellerInnen, die bei allem Ringen und Zweifeln oft genug trotzig an einem Gottesglauben, an einer religiösen Existenz festgehalten und das auch zum literarischen Thema ausgestaltet haben.

Neben diesen beiden Linien einer einmal grundsätzlich areligiösen Literatur und einer kritisch-affirmativen Beerbung christlicher Dichtung zeichnet sich ein breiter Strom der literarischen Gottesrede von den 1950er bis in die 1970er Jahre hinein durch die folgenden Strukturmerkmale aus:

- *Zerfall der Form.* Die Gottesrede erfolgt in Texten, die sich von der Bindung an die klassischen Gattungen verabschiedet haben. An die Stelle von Reim, klarem Metrum und vorgegebenem Rhythmus treten Fragment, aphoristische Assoziation, chiffrenhafte Andeutung und Pause.
- *Auflösung jeglicher Affirmation klassischer Gottesrede.* In Vokabular und Aussage finden sich keine direkte Anknüpfungen mehr an den Inhalt der Theologie, der Liturgie, der Glaubenssprache.
- *Abschied von alten Vorstellungen.* In vielen Texten wird der Abschied von Denk- und Sprachbildern direkt markiert, die früher, noch in den Jugendjahren dieser Generation, als weithin akzeptiert und orientierungsgebend galten. Die Krise der traditionellen Gottesrede wird jedoch explizit benannt und selbst zum Thema.
- *Zentrierung auf das haltlose Ich.* Durch den Wegfall des Glau-

bens an ewige Ordnungen rückt das Ich in den Mittelpunkt – haltlos, suchend, (ver-)zweifelnd, gebrochen, ungetröstet, allein.

- *Verzicht auf atheistische Beschwörung.* So wenig die alte Gottesrede weitergeführt wird, so wenig findet sich auch – zumindest bei den meisten VertreterInnen dieser Generation – eine dezidiert atheistische Absage an die Möglichkeit einer Existenz Gottes. Auch der ‚Glaube‘ an die Nichtexistenz Gottes wird in die Fraglichkeit, den Zweifel, die Gebrochenheit hineingenommen.

Von hier aus stellen sich die folgenden erkenntnisleitenden Fragen: Sind damit paradigmatische Vorgaben der literarischen Gottesrede benannt, die bis heute gelten? Oder hat sich die „Sehnsucht“ (vgl. *Imbach* 1992, *Motté* 1996) nach ganz neuen literarischen Aufbrüchen und Zugängen zur Gottesfrage erfüllt, die in mehreren theologisch-literarischen Darstellungen zum Thema als mögliche Vision beschworen wurde?



# ERSTER TEIL:

## Literarische Gottesrede heute Religiöse Identität zwischen Besinnung und Abgrenzung

Schon 1985 kann *Karl-Josef Kuschel* einen Gegenzug zu den aufgezeigten Tendenzen markieren. Man könne von einer „erstaunlichen Rückkehr der Gottesproblematik in der allerneuesten Literatur im deutschsprachigen Raum“ (*Kuschel* 1985, 40) sprechen. Was sich damals bestenfalls in ersten Rinnsalen andeutete, sollte mit Beginn der 1990er Jahre in einem Kontext kulturell-gesellschaftlich-politischen Wandels zu einem breiten Strom anwachsen. Nach den Phasen von Krise, Abbruch und Distanz öffneten sich Wege einer nachkritischen Suche, eines Anknüpfens nach dem Abbruch, einer neuen Nähe, die um die Distanzierungsgeschichte weiß. Die Moderne entpuppte sich als ein Zeitalter, das letztlich mit der Überwindung der Religionen rechnete, weil sich – so die Grundüberzeugung – die Bedingungen ihrer Notwendigkeit auflösen würden. Ganz anders die Postmoderne, so umstritten der Begriff zur Kennzeichnung unseres gegenwärtigen Zeitalters auch sein mag: Sie zeigt sich als eine Epoche, in der Religion in der Pluralität der Möglichkeiten vielfältig vorkommen kann, als eine Sphäre, die geradezu religionsproduktive Kräfte in sich

birgt. Genau in die damit angedeuteten Tendenzen weist der literarische Umgang mit Gottesfrage und Religion.

Diese neue Offenheit im Umgang mit Religion und Gottesrede soll im Folgenden auf unterschiedlichen Ebenen nachgewiesen werden. Dabei fällt eine Tendenz ins Auge: Angesichts einer zunehmend weiter ausdifferenzierten Gesellschaft stellen sich die Fragen nach Identität, nach Selbstvergewisserung über das Ich und seine Prägungen, aber auch nach kollektiver Zugehörigkeit in aktueller Dringlichkeit. Ganz deutlich spiegelt sich dieser Zug in einer ganzen Reihe von Romanen, die in autobiographischer Reflexion und gleichzeitiger fiktionaler Gestaltung Zeitgeschichte und Lebensgeschichte gerinnen lassen. Im Rahmen dieser literarischen Gattung kommt der Reflexion auf die eigene religiöse Prägung eine tragende Rolle zu. Dabei geht es nicht mehr – wie zuvor in ähnlichen Werken – um eine Abrechnung mit den zerstörerischen Kräften religiöser Erziehung, sondern um eine reflektierte und ästhetisch ausgestaltete Nachzeichnung, die häufig zu vielschichtigen, auch positiven Darstellungen und Wertungen kommt. Nach einer Phase der erwarteten Verabschiedung von konfessionellen Prägungen in der Literatur tritt im Rahmen der Besinnung auf religiöse Identität der Faktor ‚Konfession‘ neu in den Mittelpunkt.

# I. Heimat im Ritual? Suchwege im Umfeld des Katholizismus

## 1. „Katholisch“? – Literarische Momentaufnahmen

Ein erstes erstaunliches Ergebnis der aktuellen Literatursichtung wurde bereits genannt: Der Katholizismus entfaltet in der Literatur unserer Zeit eine deutlich stärkere Wirkkraft als die evangelische Tradition, die für die Ausbildung der deutschsprachigen Hochliteratur im 18. und 19. Jahrhundert maßgeblich verantwortlich war. Dazu lassen sich zunächst gleich mehrere Momentaufnahmen aneinanderreihen, Blitzlichter auf das Werk von AutorInnen, bei denen dieser Aspekt keine zentrale Bedeutung erhält, gleichwohl aber auftaucht.

*Robert Schneider* (\*1961) – seit „Schlafes Bruder“ (1992) ein populärer, wenn auch stets umstrittener Gegenwartsschriftsteller – bestätigt in einem Interview seine religiöse Prägung: „Das Katholische war für mich [...] Heimat“, bekennt er offen, „sozial wie auch ästhetisch“. Deshalb habe er bei allem Blick für die institutionellen Schwächen nie „mit der Kirche gebrochen“, schließlich sei sie „ein ungeheurer Schatz an Erfahrungen, guten wie schlechten“ (*Schneider* 2008, 60f.). Diese abwägende Position gilt für eine ganze Reihe weiterer Zeugen und vor allem Zeugnisse, die zunächst in einem kleinen Panoramablick aufgerufen werden.

### *Christoph Meckel: Von der „Weltmusik Gottes“*

*Christoph Meckel* (\*1935) wurde bekannt als künstlerisches Multitalent, mehrfach preisgekrönt als Lyriker, Erzähler und Graphiker. War das Buch über seine Vater-Sohn-Beziehung „Suchbild“ von 1979 ein Zeugnis sensibler Suche nach Eigenidentität und der ringenden Annäherung an den schwierigen Repräsentanten der Kriegsteilnehmergeneration, so entpuppt sich das 2002 unter gleichem Titel veröffentlichte Mutterbuch als rigorose Abrechnung mit ihrer Person. Wie schon im ersten Buch dient auch dieser Ro-

## I. Heimat im Ritual?

man einem Prozess des Sich-Frei-Schreibens, doch dieses Mal wird das Thema Religion explizit benannt. Der Vater, Katholik, überließ der Mutter, Protestantin, die religiöse Erziehung des evangelisch getauften Kindes. Und in die Abrechnung mit der Mutter wird die Abrechnung mit der Welt des von ihr vertretenen Protestantismus in aller Härte verbalisiert. Provokativ gekleidet wird dies etwa in ‚Liebeserklärungen‘ an den Katholizismus, zurückgespiegelt in die Erinnerungen an die in Freiburg verlebte Kindheit:

Von Kindheit an, mit Neugier und heller Erwartung, liebte ich alles, was katholisch war. Die Münstermesse, den Weihrauch, die Prozessionen, die Herrlichkeit goldner Altäre, die sichtbare Pracht. Der Katholizismus schien ein Festspiel zu sein, der alles im Land Vorhandene leben ließ: den Wind, die Musik, das Brot und die alten Platanen; die Jahresfeste, die Butter, das Obst und den Wein; der Schwarzwald war katholisch, die Märkte und Brunnen, die Gasthöfe und die Dörfer, die Plätze und Namen. Katholisch waren die Engel, ein Land voller Engel, sie hingen an Gräbern, Altären, Gewölben und Toren, mit nackten, gelackten Bäuchen, mit Locken und Flügeln; sie standen hoch am Turm mit schweren Posaunen und bliesen die Weltmusik Gottes in den Wind. – Der Gott, der mir zustand, musste katholisch sein. (Meckel 2002, 61)

Was für ein stilisierter Rückblick! Die Kindheitserinnerung an die Dimensionen von Schönheit wird eng verzahnt mit den Erfahrungen kirchlich-sinnlicher Lebensgestaltung. Gott war, so die spätere literarische Ästhetisierung Meckels, nur „katholisch“ denkbar. Diese Stilisierung ist freilich eingebettet in eine Auseinandersetzung mit der Mutter, gegen deren protestantische Lebensart er vehement anschreibt. Deutlich wird, dass der überschwängliche Lobpreis des Katholischen als rhetorische Figur im Befreiungskampf gegen die Mutter fungiert. Denn wie folgt führt Meckel den Textduktus weiter:

Ich war nicht katholisch, also was war ich sonst. Warum evangelisch, warum nicht katholisch sein. Warum vom einen alles, vom anderen nichts. Mein Vater war katholisch, dies war meine Stadt, mit dem Münsterturm, dem schönsten der Christenheit. Ich wollte um jeden Preis katholisch sein. Mein Vater freute sich, meine Mutter schwieg. Der Entschluss war ernst und beherrschte ein halbes Jahr. Der Machtkampf meiner Eltern bewegte mich nicht. Ich verschwand aus den Religionen ohne Konflikt. Meine Mutter war enttäuscht und schwieg. Der verspätete Kirchenaustritt erschütterte sie. (ebd.)

Eine erstaunliche autobiographische Verdichtung zum Thema Religion auf einer Buchseite: die aus Rebellion erwachsende ‚Liebeserklärung zum Katholizismus‘; der Wunsch zur Konversion; der Kirchenaustritt. All das eingebettet in das hoch komplizierte Spannungsgefüge einer zerstrittenen Familie. Auf den Folgeseiten wird deutlich, wie verletzt die Mutter über diesen Affront war. Sie, die sich „der Aufgabe“ widmete „christlich zu leben“ (ebd., 68), musste das Gefühl haben: „Ihr Gott wurde angespuckt“ (ebd., 66). Für Christoph Meckel aber hatte sich die existentielle Auseinandersetzung mit Religion erledigt.

*Markus Orths: „keine innere Stimme“*

Der erste Roman des gebürtigen Niederrheiners *Markus Orths* (\*1969) – „Corpus“ (2002) – ist ein Priesterroman, gehört also einer Gattung an, von der wir noch ausführlicher hören werden. Er wird durch Elemente des katholischen Gottesdienstes strukturiert, trägt doch jedes der 23 Kapitel den auf Latein und Deutsch wiedergegebenen Titel der in stimmiger Abfolge präsentierten Einzelelemente der Liturgie von „Introitus/Einzug“ bis zum „Ite, missa est/Entlassung“.

Die Handlung: Nach Jahren treffen sich Paul, der Erzähler, und Christof wieder und erschließen sich und den Lesenden durch Rückblicke ihr Leben. Christof, der katholische Pfarrer, habe schon als 13-Jähriger spielerisch seine erste Messe zelebriert, so erinnert sich Paul, „damals, hinterm Haus seiner Eltern, im Schuppen“ (Orths 2002, 9). Er als Zelebrant, „ich ihm gegenüber, als Messdiener und Gemeinde zugleich“ (ebd., 11). Durch ein Versehen tötete Christof damals unabsichtlich den eigenen Vater. Tief erschüttert von seiner Schuld war er dann „ins Internat des Nikolausklosters“ eingetreten, mit der Absicht „Priester zu werden“ (ebd., 23). Obwohl das erhoffte Berufungserlebnis ausblieb, wurde er tatsächlich Pfarrer, denn: „Er habe kein klares Nein gehört, sagte er sich, also nehme er das Schweigen als Ja.“ (ebd., 35) Schicht um Schicht wird die Geschichte der beiden Protagonisten abgetragen, eine Geschichte von behutsam erzählter homoerotischer Faszination, von verdrängter Erinnerung und verspäteter

Aufarbeitung. Die Kapitelüberschriften erinnern dabei nicht nur an den Aufbau der Messfeier, sie werden auch leitmotivisch für die inhaltliche Ausgestaltung: Im Kapitel „Confiteor/Schuldbekenntnis“ wird die Schuld am Tod des Vaters erzählt; das Kapitel „Homilie/Predigt“ schildert die Mühen, die Christof als Kaplan mit der Vorbereitung einer Predigt in der Weihnachtsmette hat, etc. Diese fast durchgängig zu findenden symbolischen Verweise werden jedoch so geschickt umgesetzt, dass sie den Lesefluss nicht hindern, sondern eine zusätzliche Dimension eröffnen.

Und Gott? Bei all den einfühlsamen Schilderungen von den als Kind gespielten, als Erwachsener gehaltenen Gottesdiensten, bei all den Szenen aus seiner Tätigkeit als Pfarrer, bei all den Verweisen auf biblische Erzählungen: die Frage nach Gott selbst bleibt weitgehend außen vor. Christof habe, so der Erzähler, immer auf den Ruf Gottes, auf eine direkte Gotteserfahrung gewartet und gehofft, ohne ihrer jedoch jemals teilhaftig geworden zu sein. „Nichts von dem“ sei ihm widerfahren. „Keine innere Stimme, kein Blitz, kein Leuchten, keine warme, den Körper durchflutende Gewissheit.“ (ebd., 35) Er habe sich seinen Zustand als „Gelassenheit oder Demut“ (ebd., 36) schöngeredet, und damit sei er in Studium und Kaplansjahren gut zurechtgekommen. Ausgelöst durch die Begegnung mit zwei ungewöhnlichen jungen Leuten, Kai und Ina, stellt er sich erst jetzt seiner Lebensgeschichte, seiner spirituellen Leere und der abgebrochenen homoerotischen Beziehung zu Paul. Ob er sein Priesteramt am Ende aufgibt und sich zu Paul bekennt, bleibt letztlich offen.

Markus Orth's hat in „Corpus“ ein feinfühliges Priesterporträt entworfen, doch geht es ihm weniger um ein zeitgeschichtliches Milieubild, als um die Geschichte einer von Schuld, Selbstverleugnung und verzögerter Aufarbeitung geprägten Beziehung. Nur am Rande benennt er die schmerzhaft Erfahrung der Abwesenheit Gottes und die nie erfüllte religiöse Sehnsucht. Da der Gottesbeziehung im Leben der beteiligten Charaktere kein wesentlicher Platz zukommt, wird Gott auch im Roman selbst kaum erwähnt. So wird das Buch zu einem Beispiel dafür, wie Religion, Konfession und katholisches Ritual zu zentralen Strukturelementen werden können, ohne dass die Gottesfrage selbst dabei direkt

thematisiert wird. Kaum überraschend, dass Religion in den seitdem erschienenen Erzählungen, Novellen und Romanen Orths nur eine geringe Rolle spielt.

*Paul Ingendaay: Warum du mich verlassen hast*

*Paul Ingendaay* (\*1961), lange Jahre FAZ-Korrespondent in Madrid und renommierter Literaturkritiker, schrieb seinen ersten Roman als Internatsroman – ein eigentlich auserzähltes Genre. In seinem coming-of-age-Roman, der das Leben eines Jungen in einem solchen Internat vom zehnten bis zum sechzehnten Lebensjahr schildert, folgt er damit einer Überfülle von Vorgängern. Und dann noch die Verbindung mit einer Kirchenkritik, wird doch das Internat von katholischen Mönchen geleitet – all das ist doch in den 1950er und 1960er Jahren wiederholt aufgearbeitet worden! Dass „Warum du mich verlassen hast“ (2006) trotzdem ein lesenswerter Roman geworden ist, verdankt sich mehreren Faktoren. Zum einen der Milieubindung: Wir tauchen ein in den Raum des (nieder-)rheinischen Katholizismus, in ein Sprach- und Weltgefühl der späten 1970er Jahre. Zum zweiten in der Spiegelung der Bedeutung von Religion in dieser Welt. Erzählt wird die autobiographisch entlehnte Lebensgeschichte des Scheidungskindes und Internatszöglings Marko Theunissen, der zum Zeuge des Zugrundegehens und schließlich des Selbstmordes eines von ihm verehrten Priesters und Erziehers wird. Marko, widerspenstig, wenig bereit sich einzufügen, verlässt am Ende das Internat, um sich mit neuem Mut der Welt zu stellen.

Dabei war ihm sein Aufenthalt in einem katholischen Internat immer schon unpassend vorgekommen: „Ich fühlte mich ganz schön verlogen. Ich wusste nämlich selber nicht mehr, warum ich da war, und ich glaubte auch nicht an Gott. Ich war Nihilist, könnte man sagen.“ (*Ingendaay* 2006, 25f.) Sicher war er sich seiner Weltdeutung freilich nicht, im Gegenteil: Die Gottesfrage trieb ihn um. „Die schwierigste Frage, die ich mir auf dem Collegium stellte, war: Gibt es Gott? [...] ich war mir der Sache einfach nicht sicher“ (ebd., 37f.). Dennoch, so der Ich-Erzähler in stilisierter Jugendsprache im Rückblick, habe er sich an die Welt des Internats,